

# München stellt sich seiner schwierigen Vergangenheit

*Christian Ude*

Hugo Höllenreiner ist das, was man ein „Münchner Kindl“ nennt. Er wurde im Stadtteil Giesing geboren. Sigi Sommer („Und keiner weint mir nach“) hat seine eigene Kindheit in diesem Viertel wehmütig melancholisch beschrieben. Hugo Höllenreiner verbrachte seine Kindheit bis zum Alter von neun Jahren in Giesing. Das klingt nach einer vielleicht kargen, aber auch beschaulichen und vergnügten Kindheit. Wie es so schön bei Eugen Roth heißt: „Vom Ernst des Lebens halb verschont, ist der schon, der in München wohnt“. So ist das Selbstbild dieser Stadt schon seit Generationen.

In Wahrheit hat Hugo Höllenreiner schon in seiner Kindheit die Hölle erlebt: Ausgrenzung, Diskriminierung, Hohn, Spott und Feindseligkeiten, weil er das Kind einer Sinti-Familie war – und am 13. März 1943, als er neun Jahre alt war, wurde er mit seiner gesamten Familie in Giesing verhaftet, verschleppt, zunächst nach Auschwitz deportiert, später nach Ravensbrück, Mauthausen und Bergen-Belsen verlegt. Was er erlebt und erlitten hat und jahrzehntelang nicht erzählen konnte, ist so schrecklich, dass es kaum auszuhalten ist. Auch wenn man schon viele Bücher über den SS-Staat und seine Todeslager, über die Brutalität der Mordmaschinerie und die Bestialität der Schergen gelesen hat, würgt es einen, wenn er berichtet, was ihm und seinem Bruder beim KZ-Arzt Dr. Mengele widerfuhr. Dass ein Mensch mit diesem Schicksal überhaupt wieder Worte findet, um das erlittene Unrecht zu schildern, und dass er darüber hinaus sogar die Kraft und Bereitschaft hat, die Hand zur Versöhnung zu reichen, grenzt für mich an ein Wunder.

Hugo Höllenreiner hat die Leiden in den Konzentrationslagern überlebt wie seine Eltern und 5 Geschwister, anders als 36 Familienmitglieder, doch er blieb seelisch verletzt durch die Angst, durch die Misshandlungen, durch die Schmerzen, durch die miterlebten Mordtaten, durch das totale Ausgeliefertsein, durch das grenzenlose Unrecht. Er ist einer der letzten Zeitzeugen, der aus der Sicht der Opfer nationalsozialistisches Unrecht schildern und das bis auf den heutigen Tag häufig verdrängte Kapitel der Ermordung von Sinti und Roma nüchtern und ergreifend vor Augen führen kann.

Im Frühjahr 1945 konnte er mit seiner Familie – wie man so sagt – „zurückkehren“. Allerdings: Zurückgekehrt waren sie, die wenigen Überlebenden, aber keineswegs in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Weiterhin wurden sie an den Rand gedrängt und ausgegrenzt; ihre Geschichten wollte keiner hören – und sie schwiegen, oft auch aus Sprachlosigkeit angesichts des erlittenen Grauens. Umso mehr sind die Stadt München und ihre Bürgergesellschaft Hugo Höllenreiner zu Dank verpflichtet – zu Dank dafür, dass er vor nunmehr 20 Jahren als einer der ersten aus seiner Volksgruppe das Schweigen gebrochen und seine Stimme erhoben hat. So war er ganz maßgeblich am Zustandekommen der ersten Münchner Ausstellung zu diesem Thema beteiligt. Es ist mir unvergesslich, wie er bei der Eröffnung dieser Ausstellung mit kräftiger sonorer Stimme, um Nüchternheit bemüht, aber doch angegriffen von den Schrecken der Erinnerung, deutlich werden ließ, was Menschen Menschen antun können. Seitdem ist seine mahnende Stimme nicht mehr verstummt, und es ist wohl nicht übertrieben zu sagen: Durch sein vielfältiges Engagement hat er dem Leiden seines Volkes einen Namen und ein Gesicht gegeben.

## 1 Münchner Verfolgungsgeschichte

Auch in München hat es viel zu lange gedauert, bis die Stadt sich der Geschichte der Ausgrenzung, Entrechtung und planmäßigen Vernichtung der Sinti und Roma gestellt und der Münchner Opfer gedacht hat.

Dabei hat gerade München als Zentrum der antiziganistischen wie auch der antisemitischen Verfolgung eine ganz besonders unrühmliche Rolle gespielt, und der Nährboden dafür wurde bereits lange vor 1933 geschaffen. Das begann schon mit der Errichtung der „Ordnungszelle“ Bayern nach der blutigen Niederschlagung der Münchner Räterepublik, als die Stadt zum Sammelbecken für Antidemokraten, fanatische Rassisten und Rechtsextremisten wurde. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme aber waren in der damaligen „Hauptstadt der Bewegung“ sämtliche Dämme gebrochen. Noch 1933 begannen der Reichsführer-SS, Heinrich Himmler, und der Leiter der bayerischen politischen Polizei, Reinhard Heydrich, in München mit dem Aufbau eines polizeilichen Überwachungs- und Verfolgungsapparates zur Jagd auf die Juden, die Sinti und Roma und alle, die nach der NS-Ideologie nicht in die nationalsozialistische Gesellschaft passten. Ebenfalls 1933 wurde vor den Toren Münchens in einer stillgelegten Munitionsfabrik bei Dachau das erste Konzentrationslager errichtet. Auch Sinti und Roma wurden dorthin verschleppt, wo sie – nicht anders als später in Auschwitz und den weiteren Vernichtungslagern – von den Lagerärzten für qualvolle pseudo-medizinische Experimente missbraucht oder unter unmensch-

lichen Bedingungen zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden. Mit größter Eilfertigkeit wurde in München auch von dem allumfassenden Instrumentarium der Ausgrenzung Gebrauch gemacht, das die Nürnberger Rasse-Gesetze von 1935 den Behörden an die Hand gaben. Auch für die Sinti und Roma bedeutete dies den Übergang von den bis dahin üblichen Schikanen zur offen rassistischen Verfolgung. Es folgte die Totalerfassung durch eine „rassebiologische Untersuchung“. Es folgten reichsweite Verhaftungswellen. Und es folgte schließlich die Anordnung Himmlers vom 16. Dezember 1942, alle bis dahin noch im Reichsgebiet verbliebenen Sinti und Roma nach Auschwitz zu deportieren. Drei Monate später meldete München Vollzug: Wie oben schon erwähnt, wurden am 13. März 1943 141 Münchner Sinti und Roma, vom Baby bis zum Greis, in Viehwaggons gepfercht und ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Die meisten von ihnen kamen ums Leben, ermordet in den Gaskammern, verhungert oder elend zugrunde gegangen an den unmenschlichen Lebensbedingungen.

Davongekommen sind nur wenige; sie blieben und bleiben für immer gezeichnet, an Körper und Seele.

Während der gesamten Verfolgungszeit fehlte – ähnlich wie bei den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern – der große öffentliche Protest aus der Mitte der Gesellschaft heraus. Das eiskalte Kalkül der Täter ging auf: Widerstand gegen die fortschreitende Radikalisierung der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik blieb auf rühmliche Ausnahmen beschränkt. Die Eliminierung der Sinti und Roma wie der Juden bis hin zu ihrer physischen Vernichtung konnte ungehindert ihren Lauf nehmen.

## **2 Nach dem Völkermord: neue Diskriminierung, alte Ressentiments**

23 000 Sinti und Roma aus fast allen europäischen Staaten wurden nach Himmlers Erlass nach Auschwitz deportiert. Insgesamt fielen dem nationalsozialistischen Völkermord eine halbe Million Sinti und Roma zum Opfer. Sie alle wurden allein aufgrund ihrer Abstammung ermordet, als Angehörige einer Minderheit, denen – ebenso wie den Juden – von selbsternannten „Herrenmenschen“ das Lebensrecht abgesprochen wurde.

Inzwischen wird der Holocaust an den Sinti und Roma nicht mehr verdrängt, sondern ist endlich ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Dass dies erst Jahrzehnte nach dem begangenen Unrecht geschah, ist und bleibt allerdings beschämend genug. Mehr als beschämend war aber auch der Umgang mit den Überlebenden

in der Nachkriegszeit. Das begann mit dem Widerwillen, mit dem sich Städte und Kommunen gegen deren Rückkehr und Integration sperrten.

Erst der beharrlichen Arbeit der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma ist es zu verdanken, dass lange Versäumtes endlich nachgeholt wurde. Die offizielle Anerkennung des Völkermords an den Sinti und Roma durch die Bundesregierung im Jahr 1982 war hier ein erster entscheidender Schritt. Ein weiterer folgte 1995 mit dem europäischen „Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten“, in das ausdrücklich auch die 70 000 deutschen Sinti und Roma aufgenommen wurden. Gerade nach den traumatischen Erfahrungen im „Dritten Reich“, das den Sinti und Roma ihr jahrhundertealtes Heimatrecht absprach, kommt dieser formellen Anerkennung als autochthone nationale Minderheit mehr als nur eine symbolische Bedeutung zu. Sie zeigt, dass die Sinti und Roma endlich wieder als das wahrgenommen und anerkannt werden, was sie bis zur Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten immer waren: ein integraler Bestandteil der deutschen Gesellschaft.

### 3 Münchner Umdenken

Das soll nicht heißen, dass die Zerrbilder und Stereotype der NS-Propaganda vollständig aus den Köpfen verschwunden wären. Wie mühsam es ist, die Normalität des Zusammenlebens wiederherzustellen, die nach 1933 systematisch zerstört worden ist, haben wir ja gerade auch in München erlebt, als die Stadt vor Jahren daran ging, an der Hilsbacher Straße in Freimann eine Wohnanlage für Münchner Sinti-Familien zu errichten. Auch da wurden die altbekannten Ängste und Bedenken laut. Die Bürgerversammlung, bei der die Nachbarschaft über dieses Projekt berät, gehört wegen der lautstarken Ressentiments zu meinen deprimierendsten Erfahrungen als Versammlungsleiter, wegen des couragierten Auftretens von Nachbarsfrauen und Bezirksausschussmitgliedern, die aus der Geschichte gelernt hatten, aber gleichzeitig auch zu den erfreulichsten. Inzwischen ist diese Anlage längst bezogen, und das Zusammenleben mit den Anwohnern funktioniert völlig problemlos.

Dabei ist die Wohnanlage an der Hilsbacher Straße nicht das einzige Beispiel, das zeigt, dass die Stadt im Umgang mit den Sinti und Roma gründlich umgelernt hat: Das zeigt auch die Münchner Erinnerungsarbeit, die endlich auch die Sinti und Roma als Opfergruppe der NS-Verbrechen wahrnimmt und würdigt; das zeigt die Gedenkplatte für die ermordeten Münchner Sinti und Roma, die ich 1995 gemeinsam mit Romani Rose am Platz der Opfer des Nationalsozialismus angebracht habe; das hat auch die

Ausstellung über „Die Verfolgung der Sinti und Roma in München 1933 – 1945“ gezeigt, die 1993 im Münchner Rathaus stattgefunden hat, und zu der auch eine umfangreiche Dokumentation herausgegeben wurde; oder die mobile Ausstellung „Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma“, die 2004 nach München kam und in den Kunstarkaden des städtischen Kulturreferats präsentiert worden ist.

Damit wird deutlich, dass die vertiefte Auseinandersetzung mit den Verbrechen des „Dritten Reichs“ und der NS-Vergangenheit Münchens in den letzten 20 Jahren zu einem zentralen Thema der Münchner Politik und Kultur geworden ist. Viele Münchner Akzente, die mittlerweile auch weit über die Stadtgrenzen hinaus Beachtung und Anerkennung fanden, sind in dieser Zeit imitiert worden.

Klar ist aber auch, dass Erinnerungsarbeit nicht allein rückwärts gewandt sein soll, sondern Beiträge zur Bekämpfung des rechtsextremen Ungeists in der Gegenwart liefern muss.

Ein Meilenstein ist hier das NS-Dokumentationszentrum, das die Stadt gemeinsam mit dem Freistaat Bayern und dem Bund errichtet und das voraussichtlich Ende 2014 eröffnet wird, auf dem historisch kontaminierten Gelände des ehemaligen „Braunen Hauses“ und in unmittelbarer Nachbarschaft zu einer ganzen Reihe von zentralen Orten der Münchner NS-Topographie, angefangen beim sog. „Führerbau“, wo einst das unheilvolle „Münchner Abkommen“ unterzeichnet wurde und sich heute die Musikhochschule befindet, über das Verwaltungszentrum der NSDAP, das heutige Haus der Kulturinstitute, bis hin zu den Überresten der sog. „Ehrentempel“ und zum Königsplatz als Schauplätzen der nationalsozialistischen Selbstinszenierung, und bis hin auch zum ehemaligen Hauptquartier der Gestapo im 1944 zerstörten Wittelsbacher Palais.

Dieser Ansammlung von Täterorten stand und steht bislang als zentraler Gedenkort für alle Opfergruppen nur der Platz der Opfer des Nationalsozialismus gegenüber, dessen Neugestaltung inzwischen nahezu abgeschlossen ist.

Mit dem NS-Dokumentationszentrum aber bekommt München mehr als einen Erinnerungsort, nämlich einen historisch-politischen Lernort, dessen wissenschaftlicher, pädagogischer und gesellschaftspolitischer Auftrag es ist, sich mit den Ursachen des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen und mit der besonderen Rolle Münchens als Stadt, in der die NS-Bewegung ihren Anfang nahm; mit der Frage, wie es dazu kommen konnte – und warum gerade in München; was hier im Vorfeld und während der NS-Zeit geschah; und wie die Stadtgesellschaft und die Politik hier nach 1945 mit der NS-Vergangenheit umgingen; auch mit der Rehabilitation und Integration der ehemaligen NS-Eliten in der Nachkriegsgesellschaft; aber auch mit dem Widerstand, der sich auch und gerade in München gegen das NS-Regime

formiert hatte. Dort werden auch die Verfolgungsgeschichte der Sinti und Roma und ihr Schicksal nach 1945 endlich angemessen Berücksichtigung finden.

Damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt angekommen: Unter dem Titel „Weil wir Sinti sind ...“ wird dort in einem eigenen Seminarkonzept zum Themenfeld „Münchner Zeitgeschichten – Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus“ verbunden mit einem Audio-Guide der Geschichte der Familien Höllenreiner gedacht. Dabei werden – ganz im Sinne des Bildungsauftrages – auch die Brücken in die Gegenwart geschlagen.

So wird ein unverzichtbarer Beitrag für ein erfolgreiches Vorgehen und eine wirksame Prävention gegen Antisemitismus, Antiziganismus und jedwede Hetzpropaganda gegen Minderheiten, gegen Rassismus und rechte Gewalt geleistet. Aufklärung im besten Sinne wird hier zu einem wesentlichen Baustein einer demokratischen Gesellschaft.

Ohne Hugo Höllenreiner und sein Zeugnis würde in der Erinnerungsgeschichte der Stadt München eine wesentliche Leerstelle bleiben. Und so ist es nicht zuletzt Menschen wie ihm zu verdanken, dass München eine Stadt der Toleranz und Weltoffenheit, eine Stadt des friedlichen und solidarischen, interkulturellen und interreligiösen Miteinanders geworden ist – und so soll es bleiben.

# Brief an meinen Freund Hugo

*Ernst Grube*

9. September 2013

Lieber Hugo,

nun sind wir beide 80 Jahre alt. Kennengelernt haben wir uns vor einigen Jahrzehnten in Dachau bei unseren Zeitzeugengesprächen.

Wir haben vieles gemeinsam, z. B. unsere Kindheit in München: Du in Deiner Sintifamilie, ich als Kind einer jüdischen Mutter. Wir beide, Münchner Kinder, haben sehr früh Ausgrenzung erlebt. Wir hatten keine oder nur wenig Freunde.

Wir – deutsche Staatsbürger – gehörten zu den Minderheiten, denen das faschistische Regime das Lebensrecht in der deutschen „Volksgemeinschaft“ abgesprochen hat.

Wir haben das Ausmaß der Verfolgung durch die Nazis unterschiedlich erlebt. Dadurch, dass mein, unser Vater (ich hatte noch den Bruder Werner und die Schwester Ruth) kein Jude war und sich, trotz massiven Drucks durch die Gestapo, nicht scheiden ließ, war ich zwar in Ghettos, wie München-Milbertshofen und später in Theresienstadt. Du aber warst in Auschwitz und wurdest von Mengele gefoltert.

Bei aller gemeinsam erlebten Verfolgung – doch ein großer Unterschied.

Gemeinsam waren wir jedoch betroffen von der Ausrottungspolitik des NS-Regimes, dessen Ziel es war, uns Sinti, Roma und Juden nicht nur die Rechte in der Gesellschaft zu nehmen, sondern das Leben überhaupt.

Dass wir überlebt haben, liegt daran, dass die deutsche Wehrmacht ihren furchtbaren Vernichtungskrieg im Osten, besonders gegen die Sowjetunion, verloren hat.

Befreit kamen wir beide in ein neues Leben, in die alte Heimat (zurück). Ich mit meiner Mutter und meinen Geschwistern nach München zu unserem Vater, der uns erwartet hat. Und Du, hat Dich jemand erwartet? Hören hier unsere Gemeinsamkeiten auf?

Ich glaube nicht. Für uns beide, unsere Familien, war das neue Leben sehr schwer. Die Last des faschistischen Terrors wirkte weiter: Unsere Familien waren zerstört, Tanten und Onkel, Verwandte und Freunde ermordet – nicht mehr da!



Die Holocaust-Überlebenden Hugo Höllenreiner, Ernst Grube, Mano Höllenreiner

Das Leben geprägt von der Erinnerung und von der Trauer. Je älter ich werde, umso tiefer sitzt das „Verlorene“ – spüre ich das Unfassbare, das „Fehlen“ einer glücklichen Kindheit. Ich weiß, Dir geht es nicht anders.

Dazu kam die bittere soziale Not. Diese war sicher bei uns beiden unterschiedlich.

Aber sie beherrschte lange unser Leben. Keine Arbeit und kein Geld. Seit vielen Jahren das erste Mal wieder eine Schule.

Bei mir, bei uns, waren es die politischen Freunde, Kommunisten, Gewerkschafter, die uns über diese Zeit hinweg geholfen haben.

Wie war es bei Dir?

Wie ging es in Deiner Familie? Gab es eine Wohnung, gab es Unterstützung durch Freunde? Gab es Arbeit und Brot? Und vor allem – wie bist Du, wie seid Ihr als Sinti mit dem nach wie vor vorhandenen Rassismus der Nazis in der Bevölkerung und im Staat umgegangen?

In der Schule wurde ich immer wieder mal als Jude beschimpft. Aber ich konnte mich wehren und es hat nach einiger Zeit aufgehört. Aber bei Dir?

Unter den derzeit vorhandenen rassistischen Diskriminierungen ist die gegen Sinti und Roma die aggressivste und am tiefsten verwurzelte. Nicht nur in der Bundesrepublik. Auch in den Nachbarländern Österreich, Tschechien, Slowakei, Ungarn u. a.